

ja, ich überzeuge mich täglich mehr, daß meine Zeit vorüber ist", schreibt er im October 1890. Seine Zeit, die Zeit seines inneren Wesens, war in der That vorüber, vielleicht niemals ganz gewesen. Zuhause fühlte er sich doch nur in einer Schönheitswelt. Das von der modernen Zeit noch unberührte, poesiemwobene Rom der Fünzigerjahre, mit den wundervollen Schicht-auf-Schichtlagerungen der Jahrhunderte auf sich, mit den malerischen, grün- und rosenüberwachsenen Ruinen inmitten der grandiosen Campagna-Deide, dies Rom mit seiner innigen Vermählung von Leben und Tod und dem pflanzenhaften Dasein, in dem hinter der überwundenen Renaissance das Mittelalter wieder heraufgekommen schien — es entsprach den Bedürfnissen seiner Seele noch am besten. Denn seine Seele war selbst solch eine Schicht-auf-Schichtablagerung der Zeiten, deren Untergründe langsam wieder zum Vorschein kamen. Er war in einer mittelalterlichen Burg geboren und groß geworden; er hörte nie auf zu schwärmen für „die Erhabenheit der Ideale des Mittelalters . . . den religiösen Tief Sinn, die Größe seiner weltumfassenden Systeme, die phantastische Uebergeistigung alles Irdischen“ — und diese Ideale giengen alle von Rom aus oder bezogen sich auf Rom. In Königsberg auf der Universität hatte Gregorovius dann die Weltanschauung in sich eingesogen, die mit der vergangenen Jahrhundertwende eng verbunden ist. Sein protestantisches Gefühl hatte sich gestärkt und der kategorische Imperativ des Sittengebotes seinem Wesen das starke Rückgrat gegeben. Er bekam sogenannte Ueberzeugungen, er war Freidenker, Demokrat, ja fast Socialist. Und natürlich Kosmopolit, was damals soviel bedeutete, wie Pole, Magyar, Grieche — und auch Deutsche. In der Fremde, in den klaren Lüften Italiens, unter dem Einfluß geschichtlicher Studien, änderte sich das Lösungswort. Nun wurde er „zuerst Deutscher, dann Weltbürger“; er bekam ganz fest umschriebene politische Ideale, und er lernte von den Renaissance-menschen auch die Mittel seiner Zwecke wollen. Doch er hatte in sich weder das „Humanitätszeitalter“, noch das Mittelalter ganz überwunden. Raum ist seine Sehnsucht erfüllt und Italien vor den Pforten Roms, zittert er vor der Deteriorierung der ewigen Stadt, die aus dem caput mundi zur Residenz der Dynastie Savoyen herabsinken soll, und „ja, dies Rom ist ganz entzaubert worden“, schreibt er nach 1870. Als nun gar die „Modernisierung“ über Rom hereinbricht, da neue Schichten der Gesellschaft emporkommen und neue Triebe, Leute dem Leben ihren Stempel aufdrücken, mit denen er „weder Gedanken noch Gewohnheiten“ gemeinsam hat — da beginnt in ihm die große Ernüchterung. Die Wirklichkeit schließt ihm ihre Pforten zu. Es fehlt ihm die Freude an der großen Menschenercheinung und das intime Verständnis de pair à pair, das Goethe einen Napoleon bewundern ließ. Darum entfremdet er sich dem Deutschen Reich, das der Schatten Bismarcks immer noch beherrscht. Sein Geist war der Geist der Epigonenzeit, in der die Ideale Weimars lebten, doch ohne den wirkenden Hauch des Genies — einer Zeit, die alles reine, unbefangene Empfinden durch „Bildung“ zerstört hatte und unvermögend war, den Weg durch diese zur Natur zurück zu finden, weil sie die dunkle heilige Stimme des Instinctes verachten gelernt. All' unser heutiges Suchen und Streben geht auf eine Cultur aus, die minder zwiespaltig sein wird, weil sie den Forderungen unserer Natur ihr fundamentales Recht einräumt. Dann werden wir uns hier auf der Erde wieder heimisch fühlen können. Einem Gregorovius giengen Einsichten und Neigungen auseinander. Der tiefe Glockenton seiner Rede erhält davon einen mitleidigen falschen Ton, und dieser kommt von dem verstecktesten inneren Sprung. Neben glückliche Menschen so schön? Aber — „wer ist denn glücklich?“ steht im Tasso.

Marie Herzfeld.

## Hjalmar.

(Zur ersten Aufführung der „Wildente“ von Ibsen im Burgtheater am 16. Jänner 1897.)

Im Burgtheater ist jetzt die „Wildente“, die wunderliche Tragikomödie, die man so lange nicht verstehen wollte, zur größten Wirkung gekommen; wie in der Kirche sind die Leute dagewesen, auf jedes Wort haben sie andächtig gehorcht. Ich kann mich nicht entsinnen, daß jemals in diesem Hause ein Stück der heutigen Literatur mit solcher Macht, so vehement eingedrungen wäre. Man hatte das Gefühl, da hört das Theater auf, es ist kein Spiel mehr, sondern jetzt wird vor uns über das Wesen unserer ganzen Zeit verhandelt, ja es wird Gericht gehalten, unser Schicksal ist angeklagt, das Schicksal von uns allen. Denn das ist das Unheimliche an diesem Stück: jeder Zuschauer muß glauben, es sei von ihm die Rede; jeder muß sich getroffen fühlen. Bei der Premiere im Deutschen Volkstheater gieng nach dem dritten Act ein Wiener Dichter auf einen anderen zu, klopfte dem Nachdenklichen auf die Schulter und fragte: „Na, was sagst denn jetzt, Hjalmar?“ Aber dieser zögerte nicht zu entgegnen, mit einer Geberde über das ganze Publicum: „Zeig mir lieber einen, der kein Hjalmar ist!“ Das ist es, was das einfache Stück so schauerlich wirken läßt: es ist die große Komödie von uns allen. Wir alle sind Hjalmar. Der eine will es verheimlichen, der andere schämt sich gar nicht, mancher weiß es selbst nicht. Aber wir sind alle Hjalmar.

Man hat Hjalmar mit Tartarin verglichen und gemeint, er sei ein Exemplar des ewigen Gasconners, des Phantasten, der sich von Launen und Wünschen bethören läßt, des Romantikers, der in einer imaginierten Welt lebt, ohne die wirkliche je zu erblicken; Ibsen selbst habe ihn schon früher einmal gezeigt, im Peer Gynt. Ich glaube nicht, daß das stimmt. Hjalmar ist kein Schwärmer, der das Leben verkennt. Nein, man kann sich nicht besser mit dem Leben abfinden, in dieser Kunst ist er ein Meister. Niemals sehen wir ihm romantische Thorheiten drohen, mit hellen Instincten blickt er das wahre Gesicht der Dinge an. Er zaudert niemals, gleich sicher im Reden und im Thun, wenn auch freilich sein Reden niemals sich auf sein Thun, sein Thun sich nicht auf sein Reden bezieht. In seiner Natur ist nichts, das hemmen würde. Seine Existenz wird durch ein einziges Motiv ungestört bestimmt: durch die Sorge um sich selbst. An andere zu denken, ist sein Wesen unfähig; er ist eine durch und durch unmoralische Natur. Moral nennen wir ja in einem Menschen die Summe der Kräfte, die die anderen in sein Gemüth gelegt haben, als ihren Anwalt, der ihn mäßigen und beschwichtigen soll, als ein Gewicht, damit er nicht aus der Menschheit wegfiegen kann. Das hat Hjalmar gar nicht; die Stimmen der anderen hat er nie bei sich vernommen. Er ist für sich der „Einzig“. Darin beirrt ihn nichts, nichts stört ihn: darum kann er auch so leicht, so grazios sein, darum hat er diese ruhige und feste Haltung, die oft beinahe wie Würde aussieht, darum kommt er dem „Idealisten“ als ein Genie vor, weil er niemals mit sich im Streit gewesen ist und gar nicht erst Warnungen oder Bedenken in sich zu überwinden hat. „So macht Gewissen Feige aus uns Allen“, sagt Hamlet, der an seinem ungeheuren Gewissen zugrunde geht, das seine Kraft zu keiner That kommen läßt. Hjalmar hat kein Gewissen, aber er macht die Worte und Geberden des Gewissens nach, ja er hegt sie mit der zärtlichsten Neigung. Das ist seine Nuance. Hätten seine Instincte Hemmungen durch ein Gewissen erlitten, das sie erst gewaltsam, sich anstauend, durchbrechen müßten, so wäre vielleicht aus ihm ein Verbrecher von gewaltiger Pracht geworden, ein Macbeth. Hätte dieser unmoralische Mensch das Bewußtsein, ohne Moral zu sein, so würden sich seine Triebe, ungehemmt und darum gerade nur in ihrer natürlichen Größe, wie er es eben für seine Verhältnisse braucht, mit jener angenehmen Unschuld entfalten, die wir oft an Weltleuten und Geschäftsmännern bewundern dürfen. Aber er ist sich nicht bewußt, ohne Moral zu sein, er glaubt an die Moral und also wird er, während es der Instinct ist, der seine Handlungen bestimmt, sie stets mit den gläubigsten Worten der Moral begleiten, aber seine Hand weiß nichts vom Munde. Er ist keine tragische Gestalt, tragisch kann immer nur ein moralischer Mensch werden. In ihm sehen wir einen Menschen, der ganz sicher ist, was er zu thun hat, es auch unbedenklich thut, aber bei dieser für ihn guten Handlung einen Katzenjammer hat, auf diesen Katzenjammer noch stolz und doch beruhigt ist, daß er ihm nichts anhaben, ihn nicht stören kann. Das ist die grandiose Komik der beiden letzten Acte. Nach seinem Instinct, der ihn nur einfach versorgen will, müßte er dem Freunde eigentlich sagen: „Ja, ich habe die abgelegte Geliebte deines Vaters geheiratet, ich erziehe sein Kind, ich bekomme Geld dafür. Aber das geht keinen Menschen auf der ganzen Welt etwas an, wenn es mich nicht geniert. Und mich geniert es nicht, im Gegentheil, ich befinde mich dabei ganz ausgezeichnet.“ Daß er sich aber auf eine Moral einläßt, die er niemals empfunden hat, und einem Streite zwischen ihr, die doch keine lebendige Kraft hat, und seinem Nutzen, der doch der Herr in seinem Leben ist, mit einer heuchlerischen Angst zusieht, während ihm doch nichts geschehen kann, das ist seine ungeheure Komik.

Das ist aber die Komik von uns allen. In einem Punkte sind wir alle Hjalmar: eine Moral hat in uns das Wort, die über keine Kraft mehr zu verfügen hat. Das soll nicht heißen, daß wir unmoralisch und ohne Gewissen sind. Aber es ist ein anderes Gewissen in uns, das noch nicht reden kann, das alte haben wir abgethan. In unseren Empfindungen, wir wundern uns selbst, fühlen wir jetzt eine neue Moral aufwachen, eine noch unausgesprochene Moral, aber die wieder fähig sein wird, unsere Instincte zu beherrschen. Doch wird man ihr dann, wenn es an der Zeit ist, daß sie sprechen soll, erst die Zunge lösen müssen; bis dahin redet aus uns noch immer die alte Moral fort, die wir doch gar nicht mehr im Gefühl haben. Wir sind nicht unmoralisch, was man auch meinen mag, wir haben doch unsere Moral. Mögen wir noch so ironisch thun, jetzt spüren wir doch, daß auch uns nach Ehre, nach Tugend verlangt. Aber es soll eine andere Ehre, eine andere Tugend sein, eine, die wir nicht geerbt haben, eine, die wir aus uns selber haben, eine mit dem ganzen Glanz der Heiligkeit von unseren Wünschen. Wir fühlen sie schon, das ist gewiß, nur können wir sie noch nicht buchstabieren, also reden wir mit den alten Namen fort. Das ist es, was uns alle, wir mögen es gar nicht merken, jetzt Hjalmar werden läßt.

Solche Gedanken bindet das Stück los. Sie entrücken es der Nähe alles Ueblichen, das wir sonst auf unseren Bühnen sehen. Hier dürfen wir an das Wort Goethes denken: „Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich productiv ist und ihm eine mächtige, edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volkes wird. Ich dünkte,